

motivierter Gewalt vertritt Kap. 2 („Gott gibt Sinn“) die wert- und friedensstiftende Funktion recht gelebter Religion. Bis hierher ist das Buch aktuell, doch auch zeitgebunden. (Lesen Sie es bald, solange Dawkins noch im Gespräch ist!)

Entscheidend ist der Schluss von Kap. 2: Die Leser werden aufgerufen, ihre Wahl zwischen einer religiösen oder atheistischen Weltanschauung nach dem Kriterium größerer „Anschaulichkeit“ zu überprüfen: Recht hat, wer „mehr sieht“, d. h. der Wirklichkeit in ihrer ganzen Fülle gerecht wird (112f.). Diese Entscheidung setzt neben breiter Erfahrung auch ein gründliches Verständnis der Religion voraus. Daher entfalten die folgenden Kapitel den christlichen Glauben.

Kap. 3 („Gott wird groß“) erzählt nach dem AT (vor allem Exodus und Schöpfung) von Gott, der die Menschen zur Freiheit führen will. Kap. 4 („Gott geht aufs Ganze“) erschließt Leben und Tod Jesu Christi bis hin zum Rätsel der Auferstehung: Jesus will, selbst innerlich frei, die Menschen wahrhaft frei machen. Kap. 5 („Gott outet sich“) deutet von der Auferstehungserfahrung her Jesus als den menschgewordenen Sohn Gottes. Kap. 6 („Gott begeistert“) vermittelt Themen des Glaubenslebens (Dreifaltigkeit, Heiliger Geist, Gebet und Bibel) und führt die neuzeitlichen Werte Freiheit, Gleichheit und Geschwisterlichkeit auf christliche Wurzeln zurück. Kap. 7 („Gott kommt ans Ziel“) behandelt eschatologische Fragen. Obwohl der Mensch frei zum Bösen ist, sogar frei, sich der Liebe Gottes zu verschließen, endet der „Epilog in der Hölle“ (in Versen nach Goethes Faust) positiv: der Gottesknecht kommt, um die Hölle zu leeren.

Das Verdienst der Autoren besteht darin, den Glauben sympathisch und einladend dargestellt zu haben. Das Buch lässt ein Feuerwerk aus humorvollen Pointen, anschaulichen Bildern und brillanten Sprachspielen steigen. Die Fülle geistreicher Anspielungen verlangt von den Lesern eine gute Allgemeinbildung. Gerade die pfiffigsten Überschriften erschließen ihren Witz erst, wenn man sich in den Text vertieft.

Theologisch lässt sich der Ansatz bei der Freiheit vertreten, die zentral und unverzichtbar zum Christ-Sein gehört. In ihrem Licht betrachten ja auch moderne Theologen (O. H. Pesch, G. Greshake, Th. Pröpper usw.) wesentliche Glaubensinhalte. Das Ringen um den Glauben verschiebt sich damit freilich zu einem Ringen um das rechte Verständnis der Frei-

heit. Sie bedeutet hier nicht Beliebigkeit oder Willkür, sondern befähigt zur Liebe. Religiöse Bindung und Freiheit schützen und fördern einander. Dass Freiheit allerdings innerkirchlich nicht immer angemessen verwirklicht wurde (z. B. Kreuzzüge und Inquisition [239], Frau in der Kirche [266–268]), wird auch ehrlich zugegeben, ohne sich dabei an „heißen Eisen“ festzubeißen.

Ihre deklarierten Adressaten dürfte diese „Einladung an Zweifler und Skeptiker“ oft nur indirekt erreichen, indem Gläubige sie in Diskussionen mündlich übermitteln oder aufgeschlossenen Skeptikern und Zweiflern das Buch zum Lesen in die Hand drücken.

München

Hubert Schröcker

KIRCHENGESCHICHTE

♦ Alberigo, Giuseppe / Wassilowsky, Günther (Hg.): Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils (1959–1965). Band V: Ein Konzil des Übergangs. September – Dezember 1965. Matthias Grünewald Verlag, Ostfildern 2008. (786) Leinen mit Schutzumschlag. Euro 89,00 (D) / Euro 91,50 (A) / CHF 149,00. ISBN 978-3-7867-2639-5.

Mit dem vorliegenden Bd. hat die „Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils“ ihren Abschluss gefunden. Die Bde. 1–4 wurden in dieser Zeitschrift bereits besprochen: 146 (1998), 427–430; 149 (2001), 208–210; 155 (2007), 433–435. Inzwischen starb bedauerlicherweise G. Alberigo (15. Juni 2007), der Begründer des Werkes, der als Kirchenhistoriker in Bologna gewirkt hatte. Die deutsche Ausgabe besorgte schon für Bd. 4 G. Wassilowsky, jetzt Professor für Kirchengeschichte in Linz, nachdem K. Wittstadt, der die Bd. 1–3 betreut hatte, 2003 verstorben war.

Bd. 5 behandelt die letzte Sitzungsperiode. Mit dem Weg dahin, der spannungsreich, aber auch erfolgreich verlief, befasst sich G. Turbanti in seinem Beitrag. Von wesentlicher Bedeutung war der 7. März 1965, als Papst Paul VI. erstmals persönlich die hl. Messe in seiner Muttersprache feierte und dabei die Priester zur „Verwirklichung“ der Liturgiereform aufrief. Hektik und Unruhe herrschte in der Endphase des Konzils, weil viele Themen nicht ausdiskutiert waren und weil Ängste aufkamen, dass vorhandene Widersprüche unter den Konzils-

vätern auf ein Schisma hinauslaufen könnten. „Die Mühen der vierten Sitzungsperiode“ beschreibt G. Routhier. Noch erforderliche Debatten standen unter großem zeitlichem Druck. Auch sollten einerseits „die Erwartungen der Katholiken wie auch die Hoffnungen der nicht-katholischen Christen, der Gläubigen anderer Religionen und der Nichtgläubigen“ (73) erfüllt werden. Als „großer Tag“, ja „Schicksalstag“ gilt der 21. Sept. 1965, an dem sich die Konzilsväter darauf einigten, die Erklärung über die Religionsfreiheit anzunehmen (118ff.), auch wenn die Endfassung noch ausstand. M. Velati widmet seinen detailreichen Beitrag der „Vervollständigung der Tagesordnung“ und den sich daraus ergebenden Konzilsdebatten, betreffend: Ordensleben, Priesterausbildung, Erziehung, nichtchristliche Religionen, Priesteramt, Laien ... Das Hauptthema der Abhandlung von Ch. Theobald ist „die Kirche unter dem Wort Gottes“. Am 18. November 1965 erfolgte die Endabstimmung über die Konstitution „Dei Verbum“, die Y. Congar als „einen großen Text“ bezeichnet hat, „welcher der Theologie die Mittel an die Hand gibt, sich ganz am Evangelium auszurichten“. (411). Der damit getane Schritt nach vorn und die grundsätzliche Anerkennung der historisch-kritischen Methode in der Exegese dienten natürlich auch der Ökumene. Sehr lebendig geschrieben ist der Aufsatz von P. Hünermann über „die letzten Wochen des Konzils“. Wenig hoffnungsvoll war die am 26. Nov. 1965 „an die Kardinäle und Berater des päpstlichen Rates für die Überarbeitung des Codex Iuris Canonici“ gerichtete Ansprache Papst Paul VI., da sie ein „völlig hierarchisches Kirchenbild“ vermittelte (427). Doch gab es auch viel Erfreuliches in der Schlussphase. So gelang die Endredaktion der Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ (449ff.), die „dem innovatorischen Anliegen Johannes' XXIII. am tiefsten verpflichtet“ ist (490). „Das Dokument über die Religionsfreiheit „*Dignitatis Humanae*“, das „bis in die vierte Sitzungsperiode hinein heftig umstritten“ war, sollte sich als eines „der bedeutendsten Konzilsdokumente“ (522) erweisen; es wurde mit überwältigender Mehrheit angenommen.

Die Konzilsschlussfeier am 8. Dezember 1965 auf dem Petersplatz hinterließ aber wieder einen zwiespältigen Eindruck. Der Papst wurde über den Petersplatz getragen. Bei der anschließenden Messfeier am Altar vor der Basilika wurde er nur von Kurialen begleitet; es fand keine Konzelebration statt. In seinem Grußwort

nach (!) dem Evangelium betonte Paul VI. aber auch „die Offenheit und das Zugehen der Kirche auf die Menschen“; für die katholische Kirche sei „niemand fremd, niemand ausgeschlossen, niemand fern“ (533). Hier erkennt man die „zwei Gesichter des Papstes“ und die „zwei Gesichter einer Kirche im Übergang“ (558).

„Das Konzil als Ereignis in der ökumenischen Bewegung“ würdigt L. Vischer (1926–2008), Mitglied des Ökumenischen Rates der Kirchen, einer der angesehensten offiziellen „Konzilsbeobachter“. Er resümiert den Gesamteindruck über seine Zeit in Rom mit den Worten: „Am Ende des Konzils konnte kein Zweifel mehr darüber herrschen, dass sich die römisch-katholische Kirche für den Dialog mit den anderen christlichen Kirchen geöffnet hatte. Die frühere Zurückhaltung gegenüber der ökumenischen Bewegung war überwunden worden ... Die römisch-katholische Kirche war zum Partner geworden“ (559).

Einen zusammenfassenden Bericht über den „Abschluss“ und die ersten „Erfahrungen mit der Rezeption des Konzils“ bietet G. Albe-ri-go. In der Schlussphase waren noch 12 (!) der insgesamt 16 Konzilsdokumente einer Endredaktion zu unterziehen, bevor sie zur Abstimmung gebracht werden konnten. Die dadurch ausgelöste Hektik war nicht immer gut für die Atmosphäre unter den Konzilsvätern und unter den Theologen. Sie wirkte sich natürlich auch auf die Texte aus. Ein Faktum ist es aber auch, dass die anfänglichen Erwartungen an das Konzil viel bescheidener gewesen waren als das Ergebnis! Man darf in der Kirchenversammlung eines der wichtigsten Ereignisse der Neuzeit sehen. Es markiert einen epochalen Übergang (655ff.). Mit ihm wurde ein Punkt erreicht, „hinter den es kein Zurück mehr gibt“. Das vom Konzil vermittelte Bild einer den Menschen zugewandten, kollegial und dialogisch geprägten Kirche muss auch in Zukunft verpflichtend bleiben.

Der Vorzug des Werkes ist es, dass viele neu erschlossene Quellen benützt werden konnten (vgl. den Exkurs, 743ff.). Dass keine geschlossene Darstellung geboten wurde, sondern Einzelaufsätze einer Reihe von Autoren, bedingt freilich zahlreiche Überschneidungen und Wiederholungen. Bedauerlich ist es, wie ich schon bei den Rezensionen der Bde. 1–4 anmerkte, dass kein Literaturverzeichnis beigegeben wurde (was die Identifikation von Kurzzitaten in den Anmerkungen erschwert) und sich auch das Personenregister als nicht gerade benützer-

freundlich erweist (Vornamen nur abgekürzt, Fehlen von Hinweisen auf den Rang der bezeichneten Persönlichkeiten). Auch die Autoren der einzelnen Beiträge werden nicht vorgestellt.
 Linz Rudolf Zinnhobler

♦ Rehberger, Karl / Wunschheim, Christiane (Hg.): *Topographia Florianensis* (1743). Wagner Verlag, Linz 2009. (177, kolorierte Federzeichnungen, 3 Karten, Leder, Goldschnitt) Geb. Euro 28,00 (D, A). ISBN 978-3-902330-36-9.

Mit der *Topographia Florianensis*, einer 1743 von Johann Pachl verfassten Beschreibung St. Florians und aller zum Kloster gehörenden Kirchen und Gebäude, legen die Herausgeber Rehberger und Wunschheim ein sorgfältig gestaltetes, bibliophiles – und dabei noch wohlfeiles – Stück Heimatgeschichte vor.

Die Blätter der Handschrift sind faksimiliert (selbst das Äußere des Buches ist bis zur Abmessung der Vorlage angeglichen), die Texte in Transkription und Übersetzung gegenübergestellt. Sparsame Anmerkungen bieten Erklärungen und zeitliche Anhaltspunkte, greifen bisweilen korrigierend ein, lenken aber nirgends allzu sehr von der Quelle ab. Deren zentrales Element sind die von Karl Anselm Heiß angefertigten Veduten. Diese seien zwar nicht als Architekturzeichnungen anzusprechen, stellen aber nichtsdestotrotz eine „historisch aufschlussreiche Bildquelle dar“ (3).

Die gute und auf Lesbarkeit angelegte Übersetzung des lateinischen Textes ist geschmeidig. Nur einmal hat sich ein Anachronismus eingeschlichen: Wenn es bei der St.-Ägidius-Kirche in Vöcklabruck (50/Blatt XVII) heißt, Propst Leopold *renovavit* einen Trakt des Pfarrhofs, dann mag *hat barockisiert* in diesem Fall die Sache treffen, es ist aber jedenfalls eine denkbar quellenferne Übersetzung – erst rund hundert Jahre später wird sich *Barock* als Stilbegriff im deutschen Sprachraum einbürgern. Dass andere Umgestaltungen *in formam novam et modernam* (68/XXIII) bzw. *in formam modernam* (170/LXXIV) ohne Rückgriff auf den Begriff Barock übersetzt werden, erweist diese Stelle aber als bloßes Versehen.

Auch wenn die Herausgeber das Werk in *ursprünglicher* Form für sich selbst stehen und wirken lassen wollen (was es auch tut!) und die „Fußnoten [...] keine Kommentare zum Text“

(4) sein sollen, hätte man sich doch noch einiges gewünscht: die Beigabe einer wenigstens schematischen Übersichtskarte des verstreuten Klosterbesitzes; weiterführende Literaturhinweise zu den einzelnen Örtlichkeiten, aber auch zu Stiftsgeschichte und wissenschaftlicher Bedeutung St. Florians im 18. Jahrhundert; schließlich: Hinweise auf Arbeiten, in denen die *Topographia* bereits verwertet wurde – gelegentlich fand sie auch schon als bildliche Leitquelle Verwendung (s. Otto Wutzel, Das „Tal Wachau“ und das Chorherrenstift St. Florian, in: *Blickpunkte Oberösterreich*, Jg. 43 [1993], Heft 3, 16–21).

Heißt es in der Einleitung zutreffend, die *Topographia* sei ein „singuläres Zeitdokument“ (3), so könnte wohl nur eine umfassendere Ausleuchtung des Umfelds dies in vollem Wortsinn aufzeigen. In der Prachthandschrift sind nämlich nicht nur Besitzstand und Tradition *momentartig* festgehalten, sondern die Zeit selbst läuft durch sie hindurch. Das Werk ist auf einem Höhepunkt des Stifts entstanden, im Bewusstsein eines mehrhundertjährigen, vielleicht tausendjährigen Kontinuums – nur zu gerne wird von Pachl (wenn auch mit Fragezeichen) Herzog Tassilo als Gründer angeführt (16/r) –, sie ist aber zugleich Zeugnis einer heraufkommenden neuen Zeit: Überwiegt in Nachträgen aus Wiesmayers Ära (bis 1755) noch das *Merkwürdige* (Blitzschlag, Unwetter, Entweihung von Friedhöfen), so ergänzt Propst Leopold Trulley (1777–1793) in knappen und bitteren Worten die Neuerungen, die mit Joseph II. eingetreten sind. Allein schon in der Wortwahl wird der Zwangscharakter der Maßnahmen (Stichwort: staatliche Administration) deutlich.

Weiters stellt sich die Frage, welchem Zweck die *Topographia* eigentlich diene. Selbstvergewisserung und Repräsentation, sicherlich, es scheinen aber durchaus praktische Überlegungen mitgeschwungen zu haben. Darüber müsste der überaus reiche Handschriftennachlass Wiesmayrs Auskunft geben können, wie auch über die Entstehung der Veduten: Hat Karl Anselm Heiß immer aufgrund von Autopsie gearbeitet? Benützte er (neben der Vischer-Topographie für St. Florian selbst) Vorlagen? Stützte er sich auf Mitteilungen? Wie steht es um die Bemerkung bei Wutzel, Wiesmayr sei mit „der Arbeit des Technikers nicht ganz zufrieden gewesen“ (Wachau, 21)? Und wie fügt sich die *Topographia Florianensis* in die Gattung Topographie ein, die im 17. und 18. Jahrhundert eine Blüte erlebte?